

Eine kleine Aufgabe für die Uebersetzer
des Ovid in Deutschland.

Dryden sagt: folgende beyde schönen
Verse aus Ovids: Sappho an Phaon,
könnten nicht in gleich vielen Zeilen eng-
lisch gegeben werden:

Si, nili quae forma poterit te digna
videri,

Nulla futura tua est; nulla futura
tua est.

Da dieses eine kleine Aufgabe nicht bloß
für deutsche Dichter, sondern auch für
Dichterinnen, die wohl hierin vorzüglich
Rücksicht verdienen, seyn soll: so will ich
den Sinn jener Zeilen, umschrieben, her-
setzen, in der sichern Ueberzeugung, daß

vorzüglich die Dichterinnen, wenn sie ihn einmahl gefaßt haben, auch den nächsten Weg vom Herzen zur Sprache, den sie, sich selbst überlassen, selten verfehlen, hier am sichersten finden werden. Es war ja eine Geschlechtsverwandte die den Gedanken hatte, und alle sind Erbinnen irgend einer kleinen Verlassenschaft dieses verewigten Mädchens.

Sappho sagt oder will sagen; Phaon! Wenn nur Die, die Deiner durch Schönheit würdig wäre, die Deinige werden kann: so kann nie eine die Deinige werden. — Dieses ist der Sinn, die Materie; die Form ist in der Schmelzung zu Prose größtentheils verloren gegangen. Für unsere Dichter bedurften die Zeilen keiner Erläuterung, für die Dichterinnen wird ein Wink von ihrem Phaon oder selbst ein Blick auf

sein Bild, hinreichen, dem zerfloffenen Ausdruck der Empfindung wieder die dichterisch-metrische Naturform, Crystallisation möchte ich sagen, wieder zu geben, die von Ewigkeit her immer einerley war und es auch fernerhin seyn wird. Geständelt hat Dvid, seiner Gewohnheit nach, auch hier ein wenig. Aber wer in aller Welt tändelt nicht in diesen Dingen zuweilen, auch selbst wenn er es ernstlich meint? Auch dieß ist ja Natur. Ich sollte denken, wenn nur die Empfindung, die der Tändeleiy zum Grunde liegt, richtig, wahr, stark und deutlich aus dem Herzen flammt, so adelt sie leicht jeden Ausdruck, zumahl wenn er dem Ohre schmeichelt. — Die Wiederholungen der Worte in der zweyten Zeile, so wie sein berühmtes

*Principium dulce est, sed finis
amoris amarus.*

gehören ganz zur Familie der Reime, und scheinen aus denselben Anlagen unseres Gemüthes zu stammen, die diesen hernach in Umlauf gebracht haben. Nun wieder zur Geschichte der Aufgabe.

Obgleich Dryden dieses behauptet hatte, fanden sich doch bald zwey englische Uebersetzungen jener Zeilen ein, und zwar von demselben Manne, einem gewissen Herrn Corbyn Morris. Ich setze sie beyde hierher, weil die darin genommenen Wendungen, wegen der Verwandtschaft unserer Sprache mit der englischen, einen deutschen Uebersetzer vielleicht leiten kann. Die Uebersetzung dieser Uebersetzungen wird man mir hoffentlich schenken.

(1)

If but to one, that's equally divine,
None you'll incline to, you'll to
none incline.

(2)

If, save whose charms withequal
lustre shine,
None over thine can be, none
ever can be thine.

Wäre es also nicht einmahl der Mühe werth, zu versuchen, ob wir es im Deutschen nicht besser können? Denn ich zweifle sehr, ob die englische Uebersetzung dem großen Dryden Genüge gethan haben würde, der gewiß, als er seinen Ausspruch that, etwas lieblicheres, wenigstens gewiß etwas geschmeidigeres verlangte, als diese englischen Zeilen. — Vor mehreren Jahren sprach ich an einem Abend mit unsern sel. Bürger über dieses Drydensche Problem. Es schien ihm zu gefallen, und schon am folgenden Mor-

gen schickte er mir nicht weniger als fünf Uebersetzungen, wovon aber zwey durch vorsätzlichen Muthwillen mehr Parodien und Caricaturen, als ernstlich gemeinte Uebersetzungen waren, und in der That sind die Verse des Doids sehr geschickt, allerley lustige Schwänke zu veranlassen. Ich muß aber sehr bedauern, daß ich das Blatt, auf welchem sie von Bürger's eigener Hand geschrieben standen, und worauf ich überdieß nachher die wohlgerathenen Versuche einiger hannöverschen Freunde, diese Verse ins Französische zu übersehen, geschrieben hatte, jetzt nicht auffinden kann. Ganz verloren glaube ich indessen nicht, daß es ist. Doch muß ich zugleich zum Trost künftiger Uebersetzer anmerken, daß weder Bürger noch ich ganz mit der Arbeit zufrieden waren. Er hatte sich nämlich auch, wie der

Engländer, dem Zwange des Reims unterworfen. Das ist aber unbillig. Wenn sich die deutsche Sprache mit der lateinischen hier messen soll, so müssen beyde, nach allen Gesetzen des rechtlichen Zweykampfs, mit gleicher Armatur auf dem Platze erscheinen, und die deutsche vergäbe sich allerdings zu viel, wenn sie bey ihrer eigenen Wohlbeleibtheit noch oben drein ihr Noß mit einem Geläute behängen wollte, das dessen Bewegungen nothwendig erschweren muß. — Also keine Reime. Diese können auch, wie mich dünkt, hier um so eher entbehrt werden, da ja der ganze Ton dieser Zeilen, der nicht verfehlt werden darf, in einer dem Reime ähnlichen Symmetrie der Worte besteht.

Sollten sich in unserm Vaterlande Dichter oder Dichterrinnen finden, die durch Auflosung des Drydenschen Problems die be-

kannten Prätensionen unsrer Muttersprache
 von neuen zu begründen suchen wollten: so
 werden ja wohl die Herausgeber unsrer
 Musen - Almanache den glücklichsten
 Versuchen darunter, über deren Werth zu
 richten, ihnen, so viel ich ihrer kenne, Nie-
 mand die völlige Competenz absprechen
 wird, ein Plätzchen in ihren Annalen ein-
 räumen. Viel Raum wird, bey solchen
 Richtern, nicht nöthig seyn. Zur Be-
 lohnung freylich habe ich weiter nichts zu
 versprechen, als die, die gewöhnlich von
 dem fähigsten nur allein gesucht wird, den
 Beyfall der Kenner, und das Vergnügen,
 das mit Auflösung jeder schwierigen Auf-
 gabe immer verbunden ist. Es ist ja ohne-
 hin bekannt genug, daß man zwar für gute
 Verse am Ende Geld nehmen kann (das ist
 sehr billig), daß aber, so lange die Welt
 steht, schwerlich noch eine einzige gute Zeile
 des Geldes wegen ist gemacht worden. O
 wenn der Lohn des Augenblicks nicht wäre,
 und erst gerechnet werden müßte, wahr-
 lich die Welt würde stille stehen!